

## Überlegungen zu einem 'Migrationsmuseum' in der Bundesrepublik

### Vorbemerkung

1980 habe ich in Konsequenz meiner Erfahrungen als Co-Initiator und Organisator des Festivals *Kemnade International* (1974-1981) der Stadt Bochum vorgeschlagen, als Gegenstück zum Berliner 'Haus der Kulturen der Welt' im Ruhrgebiet ein 'Museum für die Geschichte und Kultur der Arbeitsemigranten' zu gründen, das sich mit dem Phänomen der innereuropäischen Migration und ihren Folgen beschäftigen sollte. Das entsprechende Konzept wurde zwar erst Jahre später veröffentlicht,<sup>1</sup> doch auch zu diesem Zeitpunkt stieß dieser Vorschlag, wie schon zuvor, auf wenig Resonanz. Anfang der neunziger Jahre kam es dann zur Gründung von DOMiT, einer türkischen Initiative,<sup>2</sup> und seit dem wird das Thema mit immer mehr Nachdruck diskutiert, so wie zuletzt auf dem Kongress *Migration in Museums: Narratives of Diversity in Europe* im Oktober 2008 in Berlin. Doch ist, einmal abgesehen von einigen bemerkenswerten Ausstellungen und dem zwar groß angelegten, doch folgenlosen Initiativprojekt der Bundeskulturstiftung,<sup>3</sup> in der Sache selbst nicht viel passiert, jedenfalls nicht erkennbar, ob und wann es zu einer entsprechenden Museumsgründung kommen wird.

### I.

Deutschland war aufgrund seiner Lage mitten in Europa und fehlender natürlicher Grenzen schon immer ein Land, das stark von äußeren Einflüssen und Zuwanderern geprägt war. Eindeutige Daten hierfür sind zum Beispiel die Folgen des Dreißigjährigen Kriegs oder die 'verspätete' Gründung eines deutschen Nationalstaats mit den bekannten, verheerenden Konsequenzen, wie das bis in die jüngste Zeit verkrampfte Verhältnis der Deutschen zum Deutschen als einer nationalen Identität oder gar ethnischen Entität.

Dass Deutschland sich bis heute nicht als ein Einwanderungsland verstehen will, ergibt sich einerseits aus dem Umstand, dass die verschiedenen Einwanderungsprozesse immer eher einzelne und verschiedene Regionen als das ganze Land betrafen, sowie, als einem besonderen Phänomen, dem millionenfachen Zugzug von deutschen Flüchtlingen und Vertriebenen nach dem Krieg, die eben nicht als Einwanderung wahrgenommen wurde,<sup>4</sup> und andererseits aufgrund der spezifischen Form des Einwanderens: In Deutschland gab es niemals so etwas wie *Ellis Island*, also eine für alle Einwanderer oder bestimmte Einwanderergruppen gleiche, eindeutige Situation und einen Ort, die den Übergang vom dem einen in das andere Land markierten und zumindest symbolisch als gleiche Ausgangs- und Anfangssituation fungieren konnten. Vielmehr fand hier der Übergang wesentlich individueller, an verschiedenen Orten und unter höchst unterschiedlichen Bedingungen statt. Auch bedeutete aufgrund der geographischen Situation in Europa für viele Einwanderer das Auswandern oftmals keine so drastische und bewusste Zäsur, wie

---

<sup>1</sup> In: Olaf Schwencke und Beate Winkler-Pöhler (Hrsg.), *Kulturelles Wirken in einem anderen Land*, Loccumer Protokolle 03/87, Loccum 1987, S. 118-121.

<sup>2</sup> Das 'Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland' wurde 1990 gegründet und fusionierte 2007 mit dem 'Verein für ein Migrationsmuseum in Deutschland' zu 'DOMiD - Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland' e.V. mit Sitz in Köln. Vgl. <http://www.domit.de/>

<sup>3</sup> Nur zwei Beispiele: *Fremde Heimat. Eine Geschichte der Einwanderung*, Ruhrlandmuseum Essen 1997; *Villa Global*, ab 2003 im Jugend Museum im Schöneberg Museum Berlin; das 'Projekt Migration' der Bundeskulturstiftung wurde vom Kölnischen Kunstverein in Verbindung mit DOMiT 2002-2006 realisiert.

<sup>4</sup> Oft übersehen wird, dass diese Gruppen auf der Basis des so genannten Kulturparagraphen (§ 96) des Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetzes aus dem Jahre 1951 schon früh ihre eigenen (acht) Museen aufbauen konnten. Vgl. dazu: <http://www.ostdeutsche-museen.de>.

sie es für Immigranten in zum Beispiel die USA oder Australien war, sondern hatte häufig einen zunächst eher vorläufigen Charakter; ein Umstand, der andererseits natürlich auch von deutscher Seite, das Stichwort 'Gastarbeiter' mag hier genügen, unterstützt und genutzt wurde. Schließlich kommt hinzu, dass die Ausländer in Deutschland als EU- oder Nicht-EU-Angehörige rechtlich unterschiedlich gestellt waren und sind.

Obwohl die Konsequenzen der Migrationsprozesse schon in den 1970er Jahren klar erkennbar waren und benannt wurden, blieben sie aufgrund ihrer differenzierten und eher langsamen Entwicklung lange Zeit ein mehr oder weniger verdecktes gesellschaftliches Phänomen. Im Zusammenhang mit den Pogromen von Hoyerswerda und Rostock sowie den Brandanschlägen in Mölln und Solingen zu Beginn der 1990er Jahre wurde die Situation der Menschen mit Migrationshintergrund erstmals in ihrer vollen Dimension wahrgenommen,<sup>5</sup> um dann doch wieder im Zusammenhang mit den ökonomischen Problemen bei der Vereinigung der beiden deutschen Staaten marginalisiert zu werden.<sup>6</sup> Erst in jüngster Zeit, die Pisa-Studien sind hierfür das Symbol, wurde auch von der Politik erkannt, dass in Konsequenz der misslungenen oder besser gesagt: nicht stattgefundenen Integration sich nicht nur kulturelle Konfliktpotentiale, sondern immense volkswirtschaftliche Probleme aufgebaut haben, deren Dimensionen noch nicht absehbar sind.

Das Thema Migration und ihre Folgen zeigt sich schon aus diesen Gründen (weitere kommen hinzu) als ein überaus komplexes Phänomen, dessen Darstellung in einem großen Entwurf, wie er mit der Idee eines (nationalen) Migrationsmuseums im Raum steht, schon von der Sache her äußerst schwierig sein und wahrscheinlich höchst unbefriedigend ausfallen dürfte: Zu befürchten ist, dass wir, sollte es tatsächlich zur Gründung eines auf 'Migration' spezialisierten Museums kommen, am Ende eine weitere Kompromissanstalt wie das Deutsche Historische Museum erhalten, die bestenfalls als ein Symbol wirken könnte - und im Übrigen wahrscheinlich dazu führen würde, dass sich die zahlreichen Museen, die sich mit den entsprechenden Fragen beschäftigen könnten und müssten, entlastet sähen, dies ihrerseits zu tun.

## II.

Vielleicht ist schon die Idee, im Museum den geeigneten Ort für eine Auseinandersetzung mit der kulturellen Situation der zugewanderten Menschen zu sehen, falsch. Zumindest wirft sie jedoch Fragen auf, die sich Mitteleuropäer in der Regel selten stellen. So gilt es vor allem, die eigene Gebundenheit in einer materiellen Kultur im Hinblick auf die Frage der Darstellung historischer Phänomene zu reflektieren. Denn nicht alle Kulturen sind im gleichen Sinne und wie überhaupt derart materiell orientiert wie die westeuropäischen, und nur wenige haben den Umgang mit Dingen als eine Kulturtechnik so ausgebildet, wie es für die hoch industrialisierten westlichen Gesellschaften typisch ist. Eine Reflexion in diesem Sinne tut aber umso mehr Not, wie es um die Darstellung der Situation von Menschen geht, die hier schon aufgrund ihres Status als Zuwanderer als vergleichsweise 'Materialarm' erscheinen und die selbst dann, wenn für sie ihre materielle Kultur einen Stellenwert nach mitteleuropäischem Verständnis einnimmt, niemals so darauf zurückgreifen könnten wie es die eingeseessene Gesellschaft kann.

Anders gesagt: Wer von einem Migrationsmuseum spricht, hat zu bedenken, dass dem Format Museum ein kolonialer Gedanke zutiefst eingeschrieben ist und dass von daher die Gefahr besteht, die Menschen mit einem so genannten Migrationshintergrund über

---

<sup>5</sup> Möglicherweise wurde der deutschen Bevölkerung mit diesen Ereignissen zum ersten Mal bewusst nicht nur, dass aus den 'Gastarbeitern' 'Mitbürger' geworden waren, sondern dass – vor allem im Hinblick auf die Asylsuchenden und Geflüchteten - die "Fremden" des Schutzes der ansässigen Bevölkerung bedürfen. Allerdings manifestiert sich in der Bezeichnung des nach wie vor üblichen, speziellen Aufenthaltsstatus', der so genannten Duldung, dass es mit der Akzeptanz der Menschen aus anderen Ländern noch nicht weit her gekommen ist.

<sup>6</sup> Vgl. dazu das spannende Buch von Nevim Cil, Topographie des Außenseiters, Schriftenreihe Politik und Kultur am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der FUB, Schrift 9, Berlin 2007.

ein solches Museum einer erneuten Kolonisierung zu unterwerfen – auch wenn dies im Zeichen von Emanzipation und sozialer wie kultureller Anerkennung geschehen sollte. Daran ändern auch die Forderungen nach 'Partizipation' oder 'aktiver Beteiligung' solange nichts, wie das Museum seiner Struktur nach konventionell, also als repräsentative Institution angelegt ist.<sup>7</sup>

### III.

Das moderne Museum ist als Institution und als Format eine spezifisch westeuropäische Erfindung, deren Funktion nach wie vor in erster Linie in der Repräsentation eines Bildungskanons gesehen wird.<sup>8</sup> Dieses konventionelle Verständnis vom Museum ist insbesondere unter solchen Bevölkerungsgruppen verbreitet, die Museen nicht nutzen. Kernelement der Repräsentationsfunktion von Museen ist die Exposition von Gegenständen, das heißt ihr Vorzeigen als Belege in und für einen größeren Zusammenhang, wie zum Beispiel die deutsche Geschichte, der in der Regel außerhalb der Museen: im wissenschaftlichen Kontext begründet wird. Die Bedeutung eines Museums dieses Typs bemisst sich danach, in welchem Umfang es über für den jeweilig gemeinten Zusammenhang bedeutsame Stücke verfügen kann.

Repräsentativ angelegte Museen treten gegenüber ihren Besuchern zumeist als Autoritäten auf und werden insoweit mit schulischen Einrichtungen assoziiert. Mit ihren Ausstellungen und sonstigen Displays legen solche Museen ein bestimmtes Verständnis der Exponate fest, das von den Besuchern nicht hinterfragt werden soll. Vermittlungsprogramme aller Art dienen daher fast immer dazu, eine bestimmte Rezeption der Expositionen zu garantieren oder abzusichern und fallen darüber hinaus sehr häufig weit hinter den Stand gängiger Lehr- und Lerntheorien zurück. Neuerdings werden die einschlägigen Defizite durch den Einsatz von Medien zu kompensieren versucht; ihre Installation vermengt allerdings die so genannte 'Sprache der Dinge' mit der institutionellen Stimme des Museums und macht damit deutlich, dass es vielen Museen - trotz anders lautender Beteuerungen - in Wahrheit nicht um eine Auseinandersetzung und echte Kommunikation mit den ihren Besuchern geht.

### IV.

Museen sind Institutionen der Segregation. Dies gilt grundsätzlich insoweit, wie die Dinge, die sich in einem Museum befinden, aus bestehenden Kontexten - nicht selten gewaltsam - herausgenommen und in seine Räume gebracht wurden. Und dies gilt im Besonderen mit Bezug auf ethnologische Museen aller Art, die Dinge aus anderen Kulturen besitzen und diese bis heute letztlich nur als Trophäen aus kriegerischen wie wissenschaftlichen Eroberungsfeldzügen zu Schau stellen.

Museen sind aber auch deshalb Institutionen der Segregation, weil sie sich, wiewohl öffentliche Einrichtungen, unausgesprochen nur an bestimmte gesellschaftliche Gruppen wenden, an Gruppen, die mit den von ihnen jeweils propagierten Inhalten umzugehen verstehen oder sie zumindest als wie auch immer begründete Werte akzeptieren. Menschen, denen diese Inhalte nicht geläufig sind oder die nicht gelernt haben, mit dem Format Museum umzugehen, bleiben daher von einem möglichen Bildungserlebnis meistens ausgeschlossen, weil ihnen die Kenntnisse und Fähigkeiten fehlen zu erkennen, dass alles, was in den Museen vorgezeigt wird, auf eine bestimmte Weise zugerichtet ist: Dass Museen Konstrukte sind, die aus bestimmten Interessen heraus angelegt werden - und auf der Grundlage anderer Fragestellungen auch anders argumentieren könnten.

---

<sup>7</sup> Im Übrigen fällt auf, dass die verschiedenen Vorschläge für ein Migrationsmuseum nicht klar erkennen lassen, wen ein solches Museum eigentlich meint, wem es nutzen könnte und aus welchem bzw. wessen Erkenntnisinteresse heraus es begründet würde.

<sup>8</sup> Paradebeispiel sind dafür die Staatlichen Museen zu Berlin einschließlich des Deutschen Historischen Museums.

Deshalb halte ich die Versuche, mit einem Migrationsmuseum gegen die bestehenden Museen einen neuen Museumstyp etablieren zu wollen, mittlerweile für problematisch. Denn abgesehen davon, dass damit eine Enklave der Segregierten entstehen könnte, ist dabei nicht auszuschließen, dass - nun im Zeichen einer neuen Museologie - die Angelegenheit der Menschen mit einem so genannten Migrationshintergrund einmal mehr für die Erreichung von Zielen funktionalisiert wird, von denen nicht sicher ist, ob sie die ihren sind. Wer ernsthaft an einer Veränderung der Situation, das heißt, an Integration interessiert ist, kann dagegen nur den steinigen Marsch in die bestehenden Institutionen wählen, muss also versuchen, die vorhandenen Museen zu verändern. Und das macht nicht nur aus logistischen und ökonomischen, sondern vor allem auch aus kulturpolitischen Gründen Sinn. Denn in den meisten stadthistorischen, kulturhistorischen und vor allem den ethnologischen Museen werden nach wie vor völlig überholte Weltbilder propagiert und bleiben soziale Fragen meistens vollständig ausgeblendet.

V.

Die Migration von Millionen Menschen und ihre Folgen für deutsche Gesellschaft wie für die Herkunftsländer sollte also ein Thema für alle Museen in der Bundesrepublik werden, die in irgendeiner Weise dazu beitragen können. Denn wenn wir es ernst meinen mit der Integration, dann muss sie in jeder relevanten Situation zur Sprache kommen und eine generelle Aufgabe analog zum so genannten *Gender Mainstreaming* werden. Für Institutionen wie die öffentlichen Museen bedeutet dies, dass sie sich öffnen, sich auf ihre (verdeckten) Ausschlussmechanismen hin selbst untersuchen und aktiv darum bemühen müssen, das Vertrauen und das Interesse der Menschen mit so genanntem Migrationshintergrund zu gewinnen.

Insofern die Museen Kernelemente unserer Kultur und Geschichte (auch unserer Kolonialgeschichte) bewahren und zur Schau stellen, sind sie Orte, an denen 'Integration' exemplarisch vollzogen und dargestellt werden könnte. In einem ersten Schritt dazu könnten die Menschen mit so genanntem Migrationshintergrund in die Museen mit der Aufforderungen eingeladen werden, deren Bestände und ihre Präsentation aus ihrer Sicht zu kommentieren; in einem zweiten Schritt ließe sich aushandeln, inwieweit diese Kommentare in die Präsentation der Sammlungen dauerhaft integriert werden könnte; in einem dritten Schritt wäre zu untersuchen und festzulegen, wie Aspekte des Themas, für die es in den Museen keine unmittelbaren Anknüpfungspunkte gibt, durch den Aufbau einschlägiger Sammlungen zur Darstellung gebracht werden könnten. Dass eine solche Revision der Museen ziemlich schwierig zu bewerkstelligen sein dürfte, liegt auf der Hand, und es bleibt offen, ob sich die Museumsleute oder ihre neue Klientel dabei schwerer tun würden. Doch wäre dies ein zumindest konzeptionell einfacher und klarer Weg, auf dem auch dem schon angesprochenen Umstand, dass die Menschen mit so genanntem Migrationshintergrund aufgrund ihres Status nur begrenzt über Materielles im Zuwanderungsland verfügen, Rechnung getragen werden könnte; darüber hinaus hat er den Vorteil, dass er von beiden Parteien gemeinsam gegangen werden muss, und insofern selbst schon das Ziel ist. Schließlich gibt es für diesen Ansatz erfolgreich erprobte Modelle, von denen hier nur zwei sehr unterschiedliche Erwähnung finden sollen: die Installation/Intervention *Mining the Museum*, bei der Fred Wilson<sup>9</sup> 1993 in der Maryland Historical Society, Baltimore, die verdeckte Geschichte der Schwarzen Bevölkerung aus der Weißen Sammlungspräsentation des Museums durch Umstellungen, Fokussierungen, Hinweise und Ergänzungen aus dem Depot herauspräparierte und lesbar machen konnte; und Marianne Pitzen's feministische Kommentierung der Ausstellung *Museutopia*, 2002 im Karl Ernst Osthaus-Museum Hagen, die sie als Performance der *Muse Utopia* ausführte.<sup>10</sup> Beide künstlerische Aktionen hatten – bei vergleichsweise

<sup>9</sup> Fred Wilson bezeichnet sich selbst als 'African, American Indian, European and Amerindian' und ist muslimischen Glaubens. Vgl. dazu auch Judith E. Stein, Sins of Omission - Installation Art by Fred Wilson, Maryland Historical Society, Baltimore, Maryland, in: Art in America, Oct, 1993, abrufbar über: [http://findarticles.com/p/articles/mi\\_m1248/is\\_n10\\_v81/ai\\_14603011/pg\\_4?tag=content;col1](http://findarticles.com/p/articles/mi_m1248/is_n10_v81/ai_14603011/pg_4?tag=content;col1)

<sup>10</sup> Marianne Pitzen, Eine Stadt aus Tugendsteinen ein Museum – bizarr!, Verlag Frauen Museum Bonn, Bonn 2002.

geringem materiellem Aufwand – durchschlagende Wirkung auf sowohl die Besucher wie Angehörigen der Institutionen und ließen sie konzeptionell verändert zurück.

Nun ist bei der gegenwärtigen geistigen und ökonomischen Verfassung der Museen in Deutschland nicht zu erwarten, dass sie sich mit fliegenden Fahnen auf eine solche Aufgabe stürzen werden. Deshalb wäre es sinnvoll, in einer zentralen Agentur<sup>11</sup> entsprechendes Know-how zu sammeln und mit Hilfe eines Fonds die Museen anzuregen, dieses Know-how für ihre Arbeit einzusetzen. Parallel dazu wäre dafür zu sorgen, dass die Menschen mit so genanntem Migrationshintergrund in angemessenem Umfang auf allen Ebenen Arbeitsplätze in den kulturellen Einrichtungen erhielten.

© Michael Fehr

veröffentlicht in:

Bernd Wagner (Hrsg.): Jahrbuch für Kulturpolitik 2009, Essen 2009, S. 265-270.

---

<sup>11</sup> Bestehende Organisationen wie DOMiD e.V. könnten diese Aufgabe übernehmen.